und Daseinsberechtigung des Mondes wohl zu verzeihen und zu verstehen, zumal der Nachtwachtdienst nicht unmittelbar durch ihre sinnige Unterhaltung gestört zu werden brauchte, da der alte Herr Mond gerade in dem ihnen zugeteilten Beobachtungssektor lag.

Als ich auf meinem Rondegang gewahr wurde, daß Hein und Tedje, mit beiden Armen über das Geschützrohr baumelnd, sich über den Mond zu unterhalten begannen, wollte ich, bevor sie meine Annäherung merken konnten, doch von ihren Betrachtungen womöglich noch etwas profitieren. Ich lauschte also in bester Stimmung, zumal die Stunde unserer Ablösung bald schlagen sollte.

Hein begann, noch mit seiner Pfeife im backbordschen Mundwinkel, also: „Kieck eens de Mond!"

„Hein, wat sall ick dor kiecken?"

„Na, Tedje, so'n grotes Dings und keen Minsch weit, votau de eegentlich dor is."

„Ja, dor heßt do ja nu ja woll ock recht, äwer wenn hei nich so bannig wied weg wier, dohn fallen wie em wohl noch veel gröter to seihn kreegen."

„Ja, dat stimmt nu ock wedder, ne ganz grote Angelegenheit is de olle Mond nu ganz bestimmt, Zweck hett hei äwer wieder keenen."

„Na, am Enn weeten wie dat man blot nich."

„Nee, hei hett keen'n Zweck nich. Denn dor is keen Minsch un keen Hus nich up, wat sall hei denn blot? — Ock keen eenzig Diert is dor, keen Schwien, keen Pierd, keen Hund, keen Katt, keen Karnickel und keen Papagei nich un keen Ap, un wassen deiht dor ock reen gor nicks, keen Roggen und keen Tüften, keen Arwten un keen Bohnen nich."

„Dat is denn jo öwer ganz in die Ordnung. Wenn dor gor keen Minsch up wahnt und keen Diert nich leiwen deiht, dann wier dat jo ock ganz öwerflüssig dat dor noch wat wassen deiht."

„Ja, ja, denn hett hei ja öwer keenen Zweck nich."

„Na denn brukt hei ja doch ock eegentlich gor nich dor tau sien."

„Dat schon nich, öwer wo sall hei woll hen?"

Da schlug die Schiffsglocke „8 Glas"! Unsere Wachablösung kam und machte auch diesen sinnigen Abendbetrachtungen ein jähes Ende.

= = Heimatecke = =

Beliebte Ballspiele unserer Kinder

Kaum schickt sich die Sonne an, durch ihre wärmenden Strahlen den Winter zu verjagen, da erwacht auch in den Kinderherzen der Wunsch, nach der langen Stubenhockerei wieder draußen im Freien zu spielen und zu singen. Die Jungen beginnen zuerst mit ihren Knickerspielen, dann suchen die Mädchen den Ball hervor. Gestern war nur eins da, das Ball fing, heute sind es ein Dutzend, und morgen sehen wir an allen Ecken die Bälle hüpfen. Der geschäftstüchtige Kaufmann stellt schleunigst seine Herrlichkeiten in neuen Bällen aus, und manche Mutter muß sich durch einige Groschen ihre Ruhe von dem unermüdlich bittenden Plagegeist erkaufen.

Schauen wir den eifrigen Ballspielerinnen einmal näher zu, so staunen wir ob der Vielgestaltigkeit dieser Spiele und der phantasiereichen Erfindungsgabe des Kindes, das doch in der Regel diese Spiele selbst schuf. Wenn sich die heimischen Ballspiele auch von Geschlecht zu Geschlecht vererben, es kommen doch immer neue hinzu, andere werden abgeändert, und so gestaltet das Kind auch heute noch selbst an seinem Spiel.

Ein uns allen aus der Jugendzeit bekanntes Ballspiel ist „Stand an die Wand". Ein Kind wirft den Ball an die Wand und ruft den Namen eines Mitspielers. Dieser muß nun schnell versuchen, den Ball zu fangen. Gelingt ihm dies, so wirft er den Ball gegen die Wand. Fängt er nicht, so sucht er des Balles habhaft zu werden, während die anderen Kinder fortlaufen. Sobald er den Ball hat, ruft er: „Stand!" Alle Kinder stehen still. Nun darf er ein Kind abwerfen. Trifft er, so hat der Getroffene einen Fehler; trifft er nicht, so bekommt er selbst einen Fehler. Wer fünf Fehler hat, wird mit einem lustigen Schimpfwort wie „abgeleckten Heringsschwanz" und dergleichen bedacht. Wer zehn Fehler hat, kommt in die Klappermühle. Die Kinder bilden mit gegen die Wand gestemmten Händen eine Gasse, durch welche der Delinquent laufen muß. Hierbei erhält er von jedem Kinde einen Schlag. Eine eingefügte Abänderung besteht darin, daß die auseinanderstiebenden Kinder „Gummi" rufen; nun dürfen sie sich während des Abwerfens bewegen. Wenn aber der Werfer „Holzklotz" gerufen hat, so müssen sie still stehen.

Ein ganz einfaches Spiel ist „1, 2, 3, wer hat den Ball?" Ein Kind wirft den Ball hoch hinter sich, die anderen suchen den Ball zu fangen. Wer den Ball hat, versteckt ihn hinter sich. Alle anderen Kinder halten auch ihre Hände nach hinten, als wenn sie den Ball hätten. Nun muß der Werfer raten, wer den Ball hat. Rät er es, so bleibt er am Werfen, wenn nicht, so kommt das Kind an die Reihe, das den Ball hat.

Großer Beliebtheit erfreut sich ein ähnliches Spiel: „Halli, hallo" genannt. Ein Mädchen (die Königin) steht mit dem Ball vor der Reihe. Es denkt sich irgend einen Namen, z. B. „Hermann" und sagt nun, indem es den Ball einem Kinde zuwirft: „Jungennamen mit h". Wenn das fangende Mädchen den Namen nicht rät, wirft es den Ball zurück. Nun kommt das nächste daran u. s. f., bis die Reihe durch ist. Sollte keiner den Namen gefunden haben, so wird das Erraten durch Hinzufügen des zweiten Buchstabens erleichtert. Trifft ein Kind den richtigen Namen, so wirft das vor der Reihe stehende Mädchen den Ball hoch und ruft: „Halli, hallo!" Nun muß das Mädchen, das recht geraten hat, den Ball schnell erhaschen, während die Königin weg läuft. Hat es den Ball, so bleibt die Königin stehen. Das andere Mädchen darf 3 Schritte auf sie zugehen und muß dann den Ball durch die eine Rundung bildenden Arme der Königin werfen. Gelingt dies, so wird die Werferin Königin, glückt es nicht, so bleibt die andere noch auf ihrem Posten.

„Gold, Silber, Edelstein, Pech". Ein Kind ist König. Es steht vor den anderen Kindern, die eine Reihe bilden. Der „König" öffnet beide Hände. Ein Kinde sucht den Ball hineinzu werfen. Dabei muß genau gezielt werden. Fällt der Ball daneben, so schreitet der König den Abstand bis zum Ball mit den Worten „Gold, Silber, Edelstein, Pech" ab. Das beim letzten Schritt fallende Wort wird dem Kinde beigelegt und gibt nachher, wenn alle geworfen haben, seine Stellung in der Reihe an. Trifft der Werfer genau in die hohlen Hände, so ist er König.

„Müde, matt, krank, tot". Die Kinder bilden einen Halbkreis um ein werfendes Mädchen. Dieses ruft beim Hochwerfen des Balles den Namen einer Mitspielerin. Letztere muß den Ball fangen. Gelingt es ihr, so darf sie hochwerfen; fängt sie nicht, so bekommt sie beim ersten Male das Prädikat „müde", beim 2. Male „matt" usw. Bei „tot" scheidet sie aus.

Die „Buffprobe" erfordert von den kleinen Mädchen große Geschicklichkeit im Abstoßen des Balles auf die verschiedenste Weise: mit verschränkten Händen, mit Fingerspitzen, Ellenbogen usw. Immer neue Schwierigkeiten erfinden hier die Kinder von der leichten Buffprobe angefangen bis zur schwersten Königsprobe.

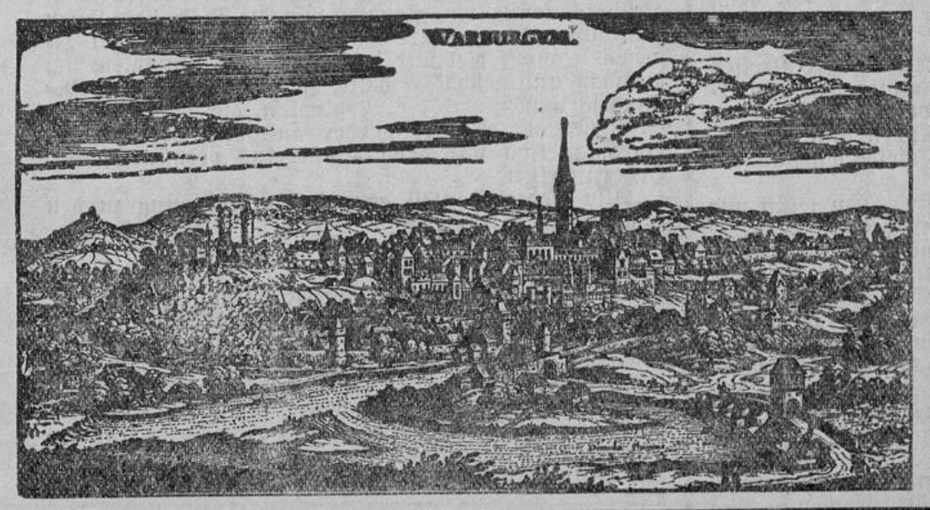
„Tulpenwerfen" ist ein Spiel, das auch die ganz kleinen Mädchen schon mitmachen können. Ein Mädchen steht vor der Reihe zum Fangen bereit. Die anderen müssen der Reihe nach den Ball hoch werfen, daß er bequem gefangen werden kann. Jeder gelungene Wurf erhält eine Belohnung durch Ausdrücke wie „ein Schneeglöckchen, 10 Veilchen, 20 Tulpen" u. a. Wer „100 000 Tulpen" bekommt, ist König.

Das Spiel „Zicke und Bock", das übrigens im ganzen Paderborner Lande bekannt ist, scheint heute unsern Kindern nicht mehr recht vertraut zu sein. Daher möge es näher erläutert werden; vielleicht wird es dann wieder ins Spielprogramm aufgenommen. Der Größte fängt an. Er wirft den Ball ziemlich hoch gegen eine Wand und fängt ihn das erste Mal mit beiden Händen, das zweite Mal mit einer Hand, nach dem dritten Hochwurf muß er den Ball mit dem Kopf zurückstoßen. Wer das alles richtig macht, ist „Bock", wer einen Fehler macht, ist „Zicke". Wenn alle durch sind, müssen die „Zicken" an der Wand entlang laufen und sich von den „Böcken" 3 Würfe gefallen lassen.

Aus dem reichen Schatz der Ballspiele seien nur diese aufgeführt. Sicher gibt es noch viele andere schöne und Freude erweckende Spiele, deren Beschreibung aber zu weit führen würde. Jedenfalls haben wir in vielen Spielen altes Volksgut vor uns, das noch weiter lebt und sich immer neu verjüngt und erweitert. Wir Großen aber schauen gern vom Fenster aus mit neu erwachtem Interesse der spielenden Kinderschar und dem hüpfenden Balle zu.

Lehrer W. Lütkevedder.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 29 | 10. April 1937 | 11. Jahrgang

Am hölzernen Strom

Roman von Fritz Oskar

URHEBER-RECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERDAU/SA

1.

„Ich bin doch keine Sklavin!"

Veras Stimme zitterte leicht. Die Tränen schienen ihr nahe zu sein. Ihre braunen Augen zeigten einen ungewohnten Ausdruck: Trotz und ängstliche Verwirrung zugleich waren in ihnen zu lesen.

Stephan Wrangel hatte sich erhoben. Vater und Tochter standen sich gegenüber. Beide ahnten unbewußt, daß diese Minute etwas heraufbeschwören konnte, das dazu angetan war, das bisherige harmonische Einvernehmen zwischen ihnen zu zerstören.

Wrangel fühlte sich in einer unbehaglichen Lage. Auseinandersetzungen haßte er. Am meisten vielleicht deshalb, weil er nur zu genau wußte, daß seine gutmütige Natur fast stets zum Nachgeben neigte.

Die entstandene Gesprächspause ließ in Vera neue Hoffnung aufleben. Sie fand sich zu ihrer sonstigen mädchenhaften Zuversicht und Ueberlegenheit zurück; zumal sie wußte, daß der Vater noch niemals einen ernsten Willen gegen sie angewandt hatte.

Ihr Ton klang schon freier, unbekümmerter, als sie noch einmal — jetzt halb scherzhaft — ausrief: „Ich bin doch keine Sklavin!"

Diesmal aber blieb Wrangel fest. Allerdings vermied er es, seiner Tochter in die Augen zu schauen. Sein Blick ging seitlich zum Fenster hinaus. Es hatte beinahe den Anschein, als suche er nach einem gegenständlichen Halt der ihm eine innere Festigkeit verleihen sollte.

Seine Augen durchmaßen die freie Lichtung vor dem Hause. Ueber hellen, feinkörnigen Sand glitten sie hinweg, über kleinere Stapel geschlagenen Holzes. Bis an die Ränder der Lichtung schob sich der Wald heran. Stolz reckten sich die Bäume hoch; vorwiegend Fichten, Tannen, Birken und Kiefern. Das dunkle Grün des Laubes atmete eine beruhigende Versonnenheit aus. Einige der steilragenden Stämme lohten im Scheine der Spätnachmittagssonne rotgolden auf. Die Nadeln der Kiefern verströmten einen herb-würzigen Duft. Ueber der Landschaft lag jener zauberhafte Hauch von Stille, Sammlung, Kraft und Weite, wie er nur unberührten Gegenden eigen ist, in denen der Mensch erst als vereinzelter Gast weilt.

Ungefähr anderthalb Werst — in gerader Blickrichtung vom Hause aus — zog sich das freie Oval hin. Am entferntesten Ende begrenzte es der Djoprin-Fluß. Breit, wuchtig und träge floß der Djoprin dahin. Wenn das Licht die langen Wasserkämme durchschien, leuchteten sie smaragden auf.

Ueber den Strom hinweg schweifte Stephan Wrangels Blick in die Weite. Hinter dem Djoprin dehnte sich die Steppe aus. In der Ferne verschwamm sie mit dem Horizont. Und über allem wölbte sich klar der blaßblaue Himmel; von ihm erhielt die Landschaft jenes eigenartige Gepräge nordischer Breiten: diese Mischung von landschaftlicher Urwüchsigkeit und quellender Kraft.

Wenn überhaupt, so war die Landschaft am Djoprin geeignet, männliche Stärke in die Seele eines Menschen zu gießen. Eine ähnliche Empfindung mochte Wrangel verspüren, als er jetzt den Blick ins Zimmer zurücknahm; denn seine Gestalt straffte sich. Er trat noch näher an Vera heran und legte ihr beide Hände auf die Schultern. Diese Gebärde drückte tiefe Liebe und Zärtlichkeit aus; dennoch aber ließ sie erkennen, daß Wrangel gewillt schien, irgendwie energisch zu bleiben.

Er holte hörbar Atem, ehe er auf den zweimaligen Ausruf seiner Tochter einging:

„Es hilft alles nichts, Vera. Ab heute mußt du dich ändern. Es muß sein! Glaube mir, wäre es nicht nötig,

dann hätte ich nicht so zu dir gesprochen. Und vergiß, bitte, nicht, daß auch ich mich werde umstellen müssen, mehr und riesgreifender als du — schwerer . . ."

„Aber Papa, ich verstehe dich nicht?! Und ich will dich auch nicht verstehen. Wozu nur deine ernsten Worte? — Was ist denn weiter dabei, daß dieser — wie heißt er doch gleich?" —

„Jus Holck."

„Also, wenn dieser Jus Holck heute bei uns eintreffen wird? Deswegen kann unser Leben hier doch weitergehen, so, wie es bisher war. Ich vermag nicht zu begreifen, aus welchen wirklichen Gründen nun auf einmal, da du diesen Gast erwartest, so vieles ganz anders werden soll."

„Kind, du verstehst mich nicht, oder — du willst mir ausweichen. Nun sei einmal ernsthaft bei der Sache. — Sieh: Jus Holck ist der Sohn des alten Dietrich Holck. Er, Sergej Lonteff und ich sind Teilhaber. Jahrelang hat Dietrich Holck sich um die Geschäfte der Firma nicht sonderlich gekümmert. Ihm genügten die halbjährlichen Abrechnungen und Berichte. Doch vor etwa drei Monaten überraschte mich der alte Holck mit der merkwürdigen Nachricht, die du nicht ganz zu verstehen scheinst. Er schrieb, daß er seinen einzigen Sohn — eben diesen Jus — mit der Wahrnehmung seiner Interessen betraut habe; und gleichzeitig teilte er mir und Lonteff mit, daß sein Sohn die Reise nach hier antreten würde, um die Geschäfte der Firma mit zu übernehmen. — Begreife, Vera! Der junge Holck hier arbeiten, zusammen mit mir und Lonteff."

„Sehr gut, Papa! Um so besser für dich. Du kannst dir dann mehr Ruhe gönnen."

„Nein, Vera — nein! Da spielt noch etwas anderes mit. Ein besonderer Hinweis, den Dietrich Holck in seinem Briefe machte, gibt mir zu denken. Er erwähnte nämlich, daß er über den Gang der Geschäfte hier erstaunt sei."

„Wieso? — Zeigte er sich unzufrieden? — Klagte er über zu geringen Verdienst?"

„Im Gegenteil, Mädel. Er drückte seine Verwunderung über meine auch in der letzten Zeit regelmäßig günstigen Berichte aus."

„Wie —? Darüber wundert er sich?"

„Ja! — Du mußt allerdings wissen, daß die Holzmärkte seit über einem Jahr ziemlich flau liegen. Es gibt große Firmen in Europa, die riesige Verluste erlitten haben sollen. Aber auch die asiatischen Umschlagplätze spüren allgemach die Krise."

„Ach so! — Aber bei uns ist doch noch alles in Ordnun, nicht wahr, Papa? — Sonst hättest du dem alten Holck ja keine günstigen Berichte schicken können."

Wrangels Gesicht nahm einen gequälten Ausdruck an.

„So gut, wie früher, ist es um unsere Geschäfte nicht mehr bestellt. Dabei ist es weniger die Absatzkrise, die mir und Lonteff zu schaffen macht. Es sind da ganz andere Dinge . . . ganz unerklärliche Vorkommnisse . . . Ach — es ist ein Jammer, Kind!"

„Aber Papa! Du machst mir Angst. Sind deine Berichte am Ende gar . . ."

„Ja! Einmal müßte ich es dir doch sagen: Meine letzten Berichte an Dietrich Holck entsprachen nicht der Wahrheit. Die Firma hat Schaden erlitten — großen Schaden. Wir sind bestohlen worden. Ganze Floßladungen Holz sind verschwunden. Und das Tollste ist: die Diebstähle wiederholen sich immer noch. Sergej und ich wissen nicht, wer die Diebe sein könnten. Ich habe indes einen leisen Verdacht. Wenn da nur nicht Krasno seine Hand im Spiele hat!"

„Wolje? — Vater?!!" schrie Vera auf.

Wrangel schien die Bestürzung seiner Tochter nicht zu merken. Auch nicht den Schmerz in Veras Augen und die Bläße in ihrem Gesicht.

„Ja — Wolje Krasno meine ich. Er ist unser Konkurrent! Nur er hätte Grund, uns zu schädigen."

„Ich glaube das nicht, Papa!"

Wrangel winkte matt mit der Hand ab. „Diese Frage ist vorläufig weniger bedeutungsvoll, Mädel. Viel wichtiger müssen wir die Tatsache nehmen, daß noch heute Jus Holck eintrifft. Er wird Einblick in die Geschäfte verlangen. Dann muß sich herausstellen, daß meine Berichte an Dietrich Holck mit den Tatsachen nicht übereinstimmen."

„Wie konntest du aber auch nur!"

„Kind, es kam ganz von selbst. Als wir die ersten Holzdiebstähle feststellten, glaubten wir, die Diebe bald fassen zu können. Dann wäre natürlich alles wieder gut gewesen. Lonteff riet mir deshalb, die Fehlsummen, um die man uns geschädigt hatte, zu verschweigen. Es bestand ja immer noch die Möglichkeit, die Verluste beim Erwischen der Räuber wieder auszugleichen. Sergejs Vorschlag kam mir damals durchaus vernünftig vor. Heute indessen —"

„Also Sergej Lonteff gab dir die Anregung zu den beschönigten Berichten?"

„Ja! — Er hat es bestimmt gut gemeint."

„Und was nun, Papa?"

„Nun —? Ja — Vera, wir beide müssen versuchen, Jus Holck für uns freundlich zu stimmen. Deshalb habe ich angeordnet, daß ihm dein Zimmer eingeräumt werden soll; es ist das beste im Hause. Und deswegen bat ich dich, auch den jungen Holck gut zu betreuen. Dein Umherschweifen in der Gegend muß endlich aufhören. Du wirst dich mehr um den Haushalt kümmern. Und die gelegentlichen Ritte, auf denen du dich hin und wieder mit Wolje Krasno trafst, die . . . die unterbleiben fortan."

„Papa! Du weißt . . ."

„Ich weiß, mein Kind. Halte dich von Krasno fern; es dürfte besser sein."

„Du siehst alles zu schwarz, Papa. Du selbst bist doch schuldlos an den Holzdiebstählen. Und wenn Holck dadurch Verluste erlitten hat, so treffen sie doch ebenso Lonteff und dich. Du bist doch auch Teilhaber. Auch dein Geld ist es, das in der Firma steckt."

Wrangel lächelte schwach. „Mädel, was zählt mein Geld gegen das Kapital des alten Holck? Mein Anteil ist dagegen ein Nichts. Nicht einmal mit Sergej Lonteff kann ich mich vergleichen. Er hat dreihunderttausend Rubel in dem Unternehmen stehen. Dietrich Holck nun gar brachte seinerzeit eine volle Million ein. Ich hingegen besitze Gesellschaftsanteile für lumpige vierzigtausend Rubel. Ein Glück für mich, daß die so viel reicheren Partner mich dennoch aufgenommen haben. Aber — wie die Dinge jetzt liegen, laufe ich Gefahr, fallen gelassen zu werden. Und dann dürfte es fraglich sein, ob in einem solchen Falle mein Geld zu retten wäre."

Vera hatte still zugehört. Jetzt begriff sie des Vaters Benehmen. Ihn drückten Sorgen, um sich, um sie, um sein Geld und um das Unternehmen, das er liebte wie ein zweites Kind. Sie wußte das.

Tröstend schmiegte sie sich an den Vater: „Wenn es so ist, Papa, will ich dir gern helfen. Du kannst dich auf mich verlassen. Ich stehe zu dir!"

„Ich danke dir, Vera. Nun ist mir bedeutend wohler. — Du wirst also meine Wünsche beherzigen?"

„Gewiß!"

„Ueber Wolje Krasno in Zukunft also kein Wort mehr. — Im übrigen sähe ich es gern, Kind, wenn du zu Sergej . . ."

Wrangel unterbrach seine Rede. Die Tür sprang auf. Im Rahmen stand Sergej Lonteff — groß, hager. Seine scharfen Augen gingen zu Vera. Fest blickte er sie an.

„Was gibt's, Sergej?" fragte Wrangel.

Erst jetzt wandte sich Lonteff voll seinem Kompagnon zu. Den Kopf schob er ein wenig nach vorn. Mit der rechten Hand strich er in auffälliger Gebärde über den langen, rötlichblonden Knebelbart. Nach einer kleinen Pause zerschnitt seine spitze Stimme, die einen eigenen Unterton — er mutete fast höhnisch an — aufwies, die friedliche Stimmung des Raumes:

„Er kommt!"

2.

Die Sonne versank hinter den Bäumen. Draußen wurde es lebendig. Stimmen klangen auf.

Wrangel, Vera und Lonteff schritten zum Fluß hinunter. Dort standen die Arbeiter der Holzgesellschaft in kleineren Gruppen dicht beisammen. Als die drei Ankömmlinge das Ufer erreichten, verstummten die Gespräche. Aller Augen wandten sich nach Süden. Gespannt eilten die Blicke über die Wasser des Stromes.

Latti, der finnische Vorarbeiter, trat zu Wrangel. Mit dem Mundstück seiner Pfeife zeigte er den Fluß hinunter:

„Dort, Gospodin: Sie kommen. In einer halben Stunde können sie hier sein."

Stephan Wrangel nickte und suchte den Flußlauf ab.

Der Dsprin bot das gewohnte Bild. Gemächlich floß er an den Wartenden vorbei. Manchmal klatschte eine größere Welle gegen einen Stein.

(Fortsetzung folgt)

Auf den Landstraßen Griechenlands

Von guten Hirten, blauen Halsbändern und geharztem Wein. Ein Reisebrief von Gertrud Hochgesand.

Hirten und Herden sind mit der stillen Natur Griechenlands aufs engste verknüpft. Verwachsen in der Landschaft sind von alters her Mensch und Tier, sie gehören seit Jahrtausenden dazu wie die Olive oder der Weinstock. Schlag und Getrippel ungezählter Hufe zieht heute wie vor Urzeiten durch die einsamen Täler und über die felsigen Einöden. Pferde, schwarze Schweine, gemächliche Rinder weiden in den Ebenen, und über die rauhen Bergweiten ziehen, reichlicher vertreten als alle anderen Herden, die Völker der Lämmer und Ziegen, die den rastlosen Klang ihrer singenden Schellen allenthalben durch das Schweigen tragen. Ueberall sind sie, im Ginstergestrüpp der Hänge und im niederen Wald, über den braunen Geröllhalden und in den schrundigen Bachschluchten. Um Mittag schläft die Herde. Dann kann es dem Wanderer begegnen, daß dicht vor ihm aus dem heißen dornigen Gebüsch eine Ziege emporfährt, im hellen Schreck plötzlichen Erwachens, und wie ein schwarzer, rasender Geist in die Stille davonsetzt mit Riesensprüngen, als gelte es Ströme zu überqueren.

Malerisch und verwegen, die wahren Fürsten ihrer Lämmer, sind die Hirten. In verwitterter Kleidung, den schweren schafwollenen Mantel mit spanisch anmutender Grandezza über die Schultern gehängt, den hellen, mannshohen Rundstab aufrecht in der Hand, so stehen sie in königlicher Gelassenheit über der wimmelnden Schar ihrer Schutzbefohlenen. Hüter sind sie und Betreuer.

Heftigere Wächter sind die Hunde. Sie sind allen feind, die nicht zur Herde gehören. Also jedem noch so harmlos Vorbeikommenden. Sie sind wild und haben böse Gesichter, und ihre Angriffslust ist gefürchtet. Es kommt ihnen nicht darauf an, Beine und Kleider zu zerfetzen. Um sich vor ihnen zu schützen, soll man mit Steinen werfen oder — sich einfach auf den Boden setzen. Seit Urzeiten geprobte Mittel! Als Odysseus nach zwanzigjähriger Abwesenheit seine Heimat wiedersieht und den Hof des Sauhirten Eumaios betritt, wird er von den wilden Hunden angefallen. „Aber Odysseus", heißt es bei Homer, „letzte sich nieder mit List und legte den Stock aus der Hand", nämlich um nicht zerrissen zu werden. Und der Sauhirt Eumaios verjagt die Bestien vollends, indem er grobe Steine nach ihnen schleudert. Genau so muß man es noch heute machen.

Nicht fortzudenken aus dem Landschaftsbild ist der Esel. Einsam weidet er, nicht in geselliger Herde. Mit Unrecht schilt man ihn dumm. Schon der Prophet Bileam hatte ja bekanntlich eine Eselin, die reden konnte, und wenn dies auch kein Beweis für die Gescheitheit der ganzen Gattung ist, so trifft es doch zu, daß der Esel klug und geduldig ist und den einmal bekannten Weg auch ohne Führer findet. Emsig und fleißig trippelt er mit seinen Lasten fürbaß, unentwegt mit seinem grauen Kopf vor sich hinnickend, hochbepackt mit einer malerischen Last von Körben oder Tonkrügen, Heubündeln, Hausrat. Um den Hals tragen die Esel vielfach, wie auch die Pferde, Ketten aus leuchtend gummiblauen Glasperlen, was den Tieren hier eine lustige Note gibt.

Nicht der Schönheitssinn der Besitzer diktiert den Schmuck: das blaue Halsband soll gegen den bösen Blick schützen. Wenn Frauen auf dem Esel reiten — und er ist beliebt als Reittier, Eselreitern beiderlei Geschlechtes begegnet man in Mengen auf den Landstraßen — legen sie sich bunte Tücher unter, die in der durchsichtigen Luft von weither leuchten. Farbige Tücher und grelle Frauenkleider, hohe, bunte, zweiräderige Karren und nickende Esel geben ein heiteres Bild auf den Landstraßen, die sich da blendend hell und staubig durch die Korinthenfelder und Olivenhaine ziehen.

Wer aus dem Sonnenbrand dieser Wege in den labenden Schatten der Schenke eintritt, dem reicht man einen Trunk kühlen Landweines und als Zukost, zierlich auf ein Hölzchen gesteckt, zwei oder drei Oliven. Die bitteren, öligen Früchte sind beliebt und allgemein üblich als Imbiß. Urkost des Landes! Seit den ältesten Zeiten wird der Oelbaum gepflanzt, er ist der heimische Reichtum und man findet überall in Massen die milde Flut seines graugrünen Blätterwerks. Schon die Sage rückt ihn in ein besonderes Licht. In dem Streit der Göttin Athena mit dem Meergott Poseidon um das Land Attika entschied der Göttervater Zeus den Kampf der beiden dahin, daß derjenige Sieger sein solle, der dem Land das wertvollste Geschenk machen werde. Athena brachte den Griechen den Oelbaum — unstreitig eine wertvolle Gabe — und siegte damit.

Der Wein hat einen sonderbar herben, eigentlich bitteren Geschmack — so ist er zu den Oliven die richtige Ergänzung — und die Zunge des Nordländers muß sich erst an ihn gewöhnen. Die Herbe bekommt er daher, weil man ihn, um ihm Haltbarkeit zu geben, mit Kiefernharz versetzt. Geht man durch die Kiefernwälder Griechenlands, so trifft man häufig auf Stämme, an denen die Rinde angeschnitten und ein kleiner Behälter zum Auffangen des Harzes angebracht ist. Das „Verharzen" ist eine seit Jahrhunderten übliche Sitte; um 1200 bereits nennt der Erzbischof Michael Akominatos von Athen den Wein der Griechen „harzhaltig". Aus diesem Zusatz bekommt der Wein eine strenge, kräftige Würze, er schmeckt nach Wald und nach Lohe, ein wenig nach fremden Kräutern und ein bißchen nach Thymian. Er ist wohlbekömmlich, und man trinkt mit ihm etwas von der herbsüßen Natur des Landes in sich hinein.

Seit Urzeiten die Oliven, seit Urzeiten der Wein, seit Urzeiten die Herden. In den Dörfern breiten sich, charakteristisches Bild, zwischen den Gehöften und umfangreicher als diese selbst, die offenen Pferche für das Unterhalt spendende Getier; Einfriedigungen aus grauem, lehmigem Mauerwerk und schwärzlichen Binsen. Aus ältesten Wurzeln wächst der einfache Fortgang des Tages, und das ländliche Leben ist hinter dem Auf und Ab der großen entscheidenden Schicksale seinem Wesen nach das gleiche geblieben.

Guter Mond, du gehst so stille . . .

Von Korvettenkapitän a. D. G. G. Frhr. v. Forstner

Wer hätte nicht schon einmal in heller Vollmondsnacht fragend seine Blicke zu dem alten Herrn Mond heraufgerichtet, der stets so wohlwollend und gütig auf uns Menschenkinder herabblinzelt.

Das konnten sich auf unserem alten Kreuzer „Königsberg", mit dem wir in schöner Mondnacht durch die Nordsee gen Norwegen fuhren, also auch ganz gern einmal wieder die beiden Hamburger Matrosen Hein und Tedje erlauben. Eigentlich waren sie allerdings nicht zu diesem Zwecke mitten in der Nacht an ihre 10,5-Zentimeter-Kanone gestellt worden, sondern als Kriegswachtposten, um nach angreifenden Torpedobooten aufzupassen. Bei der hellen Mondnacht war ein Angriff aber kaum zu erwarten, wenigstens nicht vor Monduntergang. Dieses wußten Hein und Tedje natürlich, und so war ein Austausch ihrer gegenseitigen Betrachtungen über Zweck